

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 3

Artikel: Frauen im Luftschutz
Autor: Birsinger, Lisbeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

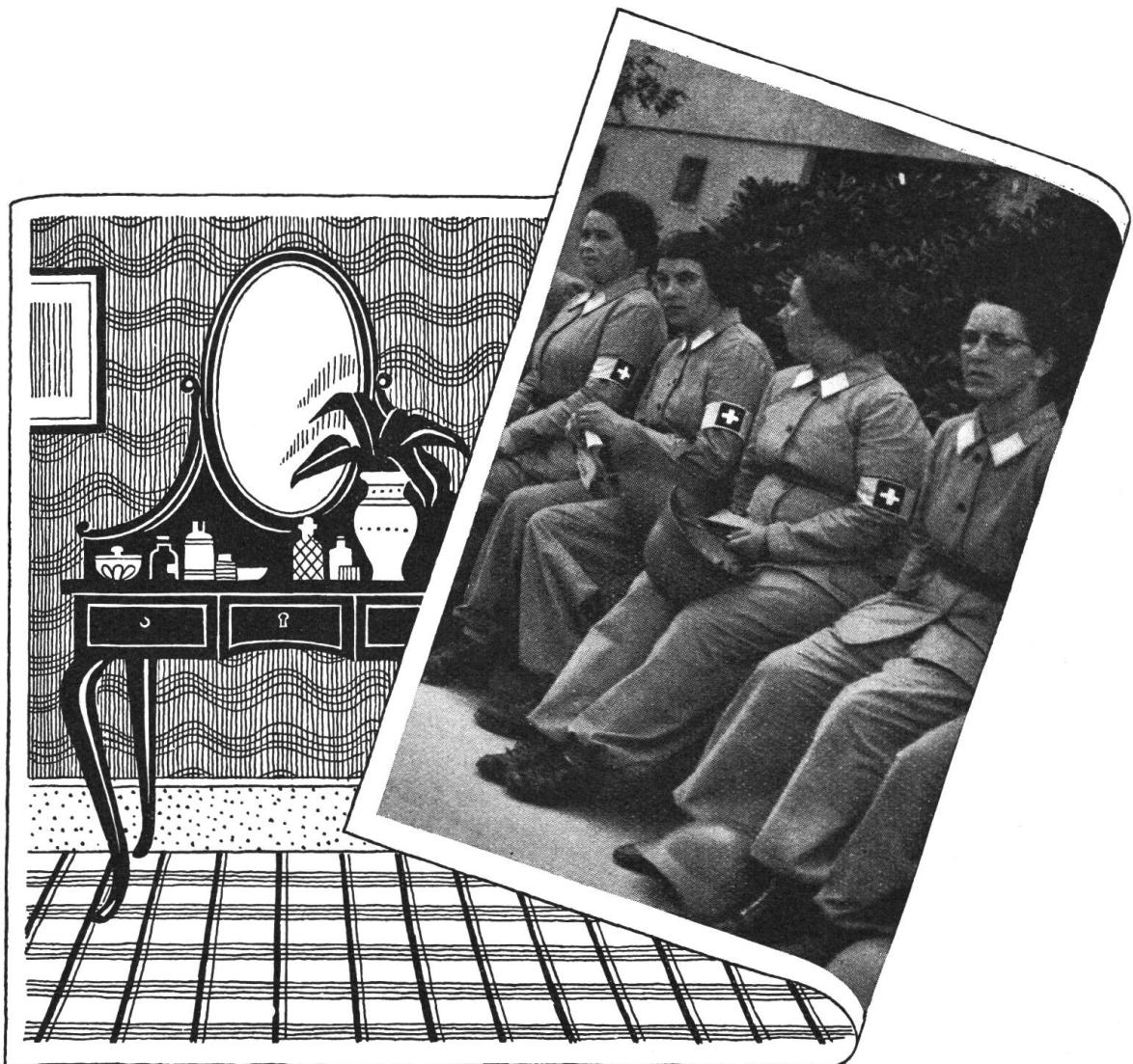
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



FRAUEN IM LUFTSCHUTZ

Von Lisbeth Birsinger

Illustration von E. Lenz

Als Gegenstück zum Artikel «Vom Zivilisten zum Hilfspolizisten», in dem ein Mann über seine Erlebnisse im Luftschutz berichtet, bringen wir nachstehend einen Beitrag, der zeigt, wie eine Frau den Luftschutzdienst erlebt.

Unser Vorgesetzter war der Wachtmeister Meyer, Wachtmeister Sophie Meyer. Sophie ist irgend etwas Höheres

bei der Stadt, was weiss ich nicht, aber man muss sie nur ansehen, so hat man unbedingt das Gefühl der Subordination; eine grosse breite Frau in den 40er Jahren, die sich noch Fräulein nennt. Sie muss, so viel ich weiss, den Feuerwehrleuten den Lohn auszahlen. Aber die Feuerwehrler fürchten sie, eben weil sie

so resolut ist. Sie fürchten sie mehr als das Feuer. Also das ist der Vorgesetzte unseres Zuges, Wachtmeister Meyer. Ein Wachtmeister muss natürlich jemand sein, der im Sanitätsdienst und in der Krankenpflege durch ist. Sie hat seit Jahren alle möglichen solchen Kurse durchgemacht und behauptet, Blut sehen mache ihr gar nichts, im Gegenteil. Zu erst, als wir noch im Rock antreten mussten, hatte ich eine ungeheure Antipathie gegen den Wachtmeister. Eine so resolute Person, die im Rock mit uns Frauen in solchem Herrscherton spricht, war für mich etwas Groteskes und konnte mir nicht zusagen. Aber das war eine persönliche Sache von mir. Ich muss nämlich sagen, ich habe den Luftschatz als eine Notwendigkeit mitgemacht, und gern mitgemacht; aber irgendwie hatte ich immer ein Ressentiment dabei wegen dem Zeitopfer. Die Kurse und das Zeug hatten ungeheuer viel Abende gekostet, und dieses Ressentiment hat sich eigentlich fast unbewusst auf den Wachtmeister Meyer übertragen, solang er im Rock war.

Von dem Moment an, als wir Uniformen hatten, war das ganz anders. Es war überhaupt alles ganz anders; denn plötzlich kamen sich alle, die die Uniformen trugen, gleichwertig vor; auch gegenüber dem Wachtmeister hatte man das Gefühl einer gewissen Kameradschaftlichkeit, und die schrillen Befehlstöne des Wachtmeisters Meyer hörten sich plötzlich wie gedämpft an. Erst jetzt hatte man das Gefühl, man sei in einem Verein. Der gleiche Ton wie vorher hatte jetzt etwas Freundschaftliches.

Schon im September 1938 sind wir darüber instruiert worden, wie wir uns zu verhalten haben, wenn wir einmal richtig einrücken müssen. Wirkamen uns sehr wichtig vor, als es hiess, es sei dann ganz genau wie im Militär. Da fühlten wir uns unheimlich. Am liebsten hätten wir es allen Zivilpassanten, die wir auf der Strasse antrafen, und die uns so höhnisch ansahen, ins Gesicht geschmettert: «Genau wie im Militär!»

Wir hatten eine Mobilmachungs-Order. Auf dieser stand gedruckt, was wir im Einrückungsfall zu tun und vorzukehren hatten. Es hiess da, man habe mit dem Rucksack, einer Zahnbürste, einem Waschlappen, mit der Gamelle, mit Reserveunterwäsche versehen, einzurücken. Und natürlich ist dort auch gestanden, wo. Das Wo darf ich nicht sagen, denn es ist Militärgeheimnis.

Üben, üben!

Die Aufgabe, die uns Frauen gestellt ist, besteht hauptsächlich darin, der verwundeten Zivilbevölkerung bei einem Angriff Hilfe zu bringen. Es sollte deshalb heissen: Menschen- und nicht Luftschatz! Das können wir aber nur tun, wenn wir über die nötige Fachausbildung verfügen.

Schon vor einem Jahre haben wir uns das erstmal vergegenwärtigen können, wie es eigentlich herauskommen würde im Ernstfall, wenn wir wirklich einrücken müssten. In den vielen Übungen hatten wir wirklich viel gelernt; aber wir mussten uns doch gestehen, dass wir das, was wir mussten, eigentlich nicht konnten. Alle Handgriffe waren zu wenig geläufig. Wir hatten einfach zu wenig Übung. Das gleiche Gefühl muss auch die obere Leitung gehabt haben; denn vom letzten September bis jetzt im August hatten wir ungeheuer oft geübt, immer wieder das gleiche geübt, und daneben noch so spezielle Kurse durchgenommen, wie z. B. Gasspürkurs. Unheimlich interessant, aber auch sonst unheimlich. Die Zusammensetzung der Gase wurde erklärt, die Todesgrenze, das heisst die Todesgrenze von den einzelnen Gasen, in wieviel Sekunden der Tod eintritt. Das war schon mehr oder weniger unheimlich. Sie haben zwar im Luftschatz eine Spezialabteilung, die sogenannten Gasspürer. Aber was nützt ein Gasspürer, wenn er nicht zur Stelle ist! Deshalb wurde auch der gewöhnliche

Luftschutzsantitätssoldat im Gasspüren unterwiesen. Das finde ich ganz richtig.

Ich muss sagen, wir haben uns eine unglaubliche Mühe gegeben. Was haben wir nur allein mit der Gasmaske geübt! Das An- und Abziehen der Maske ist für Frauen eine ziemlich schmerzhafte Angelegenheit, weil man sich oft ein Büschel Haare mit ausreisst. Anfangs begriffen wir nicht, aus was für Gründen auf diese Ausbildung so viel Zeit verwendet wurde. Es schien doch so einfach zu sein, die Bänder über den Kopf zu streifen und den Haken im Nacken einzuhängen! Ja, es ist wirklich einfach, falls man schön Zeit hat, das Licht brennt und weit und breit kein Gas vorhanden ist. Stelle einer sich aber vor, dass er plötzlich in eine Gaswelle gerät, wo die Rettung nur vom schnellen Überziehen der Maske abhängt, da lernt er begreifen, dass nur Übung und nichts als Übung die Fertigkeit erwerben lässt, die rasches Handeln erfordert.

Ein Luftschutzsoldat sollte nicht mehr als sieben, allerhöchstens zehn Sekunden benötigen, um, wenn er den Helm auf dem Kopf und die Maske im Sacke stecken hat, bei dem Befehl: Gas! in der Maske angetan wieder mit dem Helm auf dem Kopfe dazustehen.

Wir haben denn auch tapfer geübt, und zwar schon vorher, bevor wir für einen zusammenhängenden Dienst einrücken mussten. Manch schöner Theaterabend, manches Konzert und manch gemütliches Zusammensein im Freundeskreis wurden stillschweigend dran gegeben. Aber am Ende aller Enden hatten wir es so weit gebracht, dass wir sogar eine kleine Sportabteilung in unserer Gruppe bildeten, die mit der Gasmaske vor dem Gesicht so gut turnte, als ob diese Atmungsbehinderung nicht vorhanden wäre.

Selbst wenn uns die Landesverteidigung einen Drittels unseres Nationalvermögens kosten sollte, sind wir, falls sie uns den Krieg erspart, gut weggekommen.

Aber richtig mit unserer Aufgabe vertraut wurden wir erst, als wir zu einem länger dauernden Dienst einrücken mussten.

Das Idol der Kompagnie

Das erstemal sind wir gleichzeitig mit dem Grenzschutz mobilisiert worden. Ich bin mit dem grossen Rucksack eingerrückt, mit dem vorgeschriebenen Inhalt, Zahnbürste, Waschlappen, Gamelle, Reservewäsche und einer Wolldecke. Die Wolldecke habe ich sofort brauchen können, denn wir haben auf Stroh geschlafen, wirklich genau wie im Militär. Zum Glück war ich mich das etwas gewöhnt vom Skifahren her; aber es hatte Frauen gehabt, welche sich das absolut nicht gewöhnt waren. Dazu kamen noch die Wachablösungen alle zwei Stunden, wobei am ersten Abend alles erwachte. 10 Uhr abends war jeweils noch Appell, bevor man ins Stroh ging. Am Anfang wollte sich niemand recht ins Stroh legen, bevor der Befehl dazu kam, in den nächsten Tagen aber waren wir von der Arbeit so todmüde, dass schon alles eine Stunde vorher auf dem Lager lag und pfuste.

Nach und nach sind dann im Schlafsaal Schlafsäcke aufgerückt. Die Soldaten brachten sich eine zweite Wolldecke zum Daraufliegen. Das hat man sich alles tagsüber schnell zu Hause geholt, die meisten wohnten ja im Quartier, nur einige Häuser vom Kantonnement weg. Am vierten und fünften Tag hat man dann auch kleine Sofakissen gesehen. Natürlich am Morgen, wenn das Kantonnement wieder aufgeräumt war, sah man nichts mehr davon, sie waren in die Rucksäcke und Lunchtaschen verschoppt.

Am Morgen hat es solche gehabt, die bei Tagwacht absolut nicht aufstehen

wollten und bis zur letzten Minute im Stroh liegen blieben. Immer die gleichen, meistens jüngere Leute, diejenigen, denen daheim die Mutter den z'Morgen auf einem Brett aufs Bett stellt. Auch eine Arbeitslehrerin gehörte dazu. Wenn sie schlief, wusste man nie recht, war sie wach, oder schlief sie. Denn ihre Augen waren immer halb offen. Da meinte man, sie sei bereits wach und werde sofort aufspringen, aber sie schlief. Da musste immer erst der Korporal kommen und etwas lauter sagen : « Hopla hinaus, in zwei Minuten ist Antreten! »

Sonst hat man den holden Soldaten das Aufstehen meistens mit humorvollen Worten beigebracht. Den Frauen sagte man, der Mann sei draussen, die Mädchen köderte man mit ihren Schätzen aus dem Bett.

Für die Frauen ist die ganze Strohpfuserei übrigens ein Problem, das gar nicht so einfach ist, nicht so einfach etwa wie bei den Männern, denn die Frau muss sich halt von Zeit zu Zeit auch pflegen können. Man hat es dann auch so eingerichtet, dass jede Luftschaetzlerin alle paar Tage mindestens einmal heimgehen durfte, um ihre Toilette zu besorgen. Meistens nahm man dann ein Bad, und dann war einem wieder wohler.

Um 10 Uhr ging man ins Stroh, um 10¼ Uhr war Lichterlöschen. Wenn aber so ein Haufen Menschen beieinander liegt, so ist natürlich noch lange keine Ruhe, immer gibt es etwas zum Lachen. Es steht eine auf, fliegt über einen Rucksack, oder dann ist Wachtablösung.

Eines Abends, als alles todmüde auf dem Stroh lag, ruft der Wachtmeister Meyer ins Kantonnement: « Ja, wenn ihr wüsstet, wer jetzt draussen auf der Wacht steht! » (Es war so: die innere Wache wurde von den Luftschaetzlerinnen besetzt, die äussere Wache vor dem Hause von männlichen Hilfspolizisten.) Die müden Frauen riefen: « Ja, warum, wer ist denn draussen? »

« Der Radio-Welti! »

« Was, der Arthur Welti vom Radio, der Turi? »

« Salü, Turi, guet Nacht, Turi, oh du armer Turi, muesch Wach stah? Wie gseht er uus, was hät er für es Schnäuzli? »

Wachtmeister Meyer: « Er hat einen Kragen, der ihm viel zu gross ist und fast bis zum Bauchnabel hinunter geht. Aber schöne braune Augen hat er! » Eine Welsche rief: « Den Radio-Welti muss ick gesehen haben, vielleicht sehe ick ihn mein ganzer Leben nicht mehr! »

Ein Teil der Frauen kroch unter der Decke hervor; aber es war doch etwas beschwerlich, seine Sachen zu finden, weil die Lichter schon gelöscht waren. Immer noch wurde gewerwisst, ob es stimme, dass er schöne braune Augen habe. « Was für eine Nase hat der Turi? »

Eine sagte: « Ja, wenn man die Schuhe nicht extra anziehen müsste, aber so lohnt es sich nicht! »

Der Radio-Welti ist während der ganzen Dienstzeit die Sensation geblieben.

Am Tage der Entlassung musste der ganze Zug antreten. Unser Sanitätszug stand gerade vis-à-vis von den Hilfspolizisten. Auf einmal erkannte unsere Welsche in dem Trupp vis-à-vis den Turi vom Radio. Er hatte einen ohnmächtig weiten Kragen, so dass unsere ganze Truppe lachen musste. Eine sagte: « Dem gehört halt eine Frau, welche ihm seinen Kragen enger schnürt! »

Die männliche Wache, welche uns beschützte, ist für uns ständig das Ereignis gewesen. Eine Zeitlang kam sie auch bei Tag, und es ist klar, dass man sich mit diesen Männern (wenn es auch nur Luftschaetzler waren!) heftig unterhielt.

Der Anknüpfungspunkt waren immer Briefe, welche sie uns besorgten und auf die Post brachten. Diese Unterhaltungen mit den männlichen Luftschaetzlern haben sogar den Frauen in der Nachbarschaft, welche nichts anderes zu

tun hatten, als den ganzen Tag auf dem Balkon zu sitzen, Kopfzerbrechen verursacht. Es hatte solche, welche dann begannen zu klatschen, die fanden, es sei eine Schande, wie wir es mit den Männern treiben. Dabei hat sicher keine einen Mann nur angerührt.

Zu vielen Frauen kamen auch etwa die Männer, um ihnen Grüezi zu sagen. Verheiratete haben sich am Gartenhang getroffen. Es war gerade umgekehrt, wie es etwa bei der Kaserne ist, die Frauen waren eingerückt, und die Männer kamen an den Zaun, um Geschenke zu bringen und mit den « Soldaten » zu schwatzen. Am Abend kamen die Männer, um zu schauen, ob die Soldaten heim dürfen oder nicht, oder ob sie den Frauen etwas besorgen sollten, Obst oder Zigaretten.

Unter den Zivilmännern hatte es solche, die unheimlich anhänglich waren. Ein Mann von einer jungverheirateten Coiffeuse war oft den ganzen Tag anwesend und lief unserer Truppe sogar nach, um ja seine junge Frau nicht aus den Augen zu verlieren. Es war ein ganz dünner, bleicher, den man vielleicht im Hilfsdienst nicht einmal mehr brauchen konnte.

Dass uns die Zivilmänner am Zaun besucht haben, oder dass sie uns sogar nachgelaufen sind, hat uns innerlich ein Plus gegeben. Wir hatten das Gefühl, dass wir wirklich auf der gleichen Stufe wie die richtigen Soldaten waren.

Auch von den Vorgesetzten wurden wir ja wie die Soldaten angesprochen. Man sagt im Dienst nicht etwa Frau Botti oder Fräulein Ermatinger, sondern *der Soldat Botti*, der Korporal Birsig meldet 12 *Mann*. Und auf der Strasse hatten wir die höhern Offiziere der richtigen Armee zu grüssen. Und die gewöhnlichen Luftschtzler mussten unsern Korporal grüssen, auch wenn er eine Frau war.

Mädchen in Uniform

Einen Korporal des weiblichen Luftschtzes erkennt man daran, dass er einen

Korporalstreifen und eine besondere Tasche umgehängt hat, für die Bücher und Mannschaftslisten. Da ist es mir einmal passiert an einem Regenabend, dass ich, als ich von zu Hause ins Kantonement spazierte, noch eine Lunchtasche umgehängt, um meine Turnschuhe hinein zu packen. Da sind zwei Luftschtzsoldaten des Wegs gekommen. In der Dunkelheit sahen sie nur, dass ich eine Tasche umgehängt hatte, und grüssten heftig, wie wenn ich ein Korporal wäre. Das kam mir sehr lustig vor.

Früher, als wir die Uniform bekommen hatten, sind uns auf der Strasse manchmal Übernamen nachgerufen worden. Ich habe gewöhnlich gesagt:

« Vielleicht seid Ihr über kurz oder lang noch einmal froh, dass wir den Luftschtz überhaupt haben! »

Besonders wurden wir ausgelacht, weil wir Hosen anhaben. Offen gestanden, die Uniform macht keine Frau schöner, als sie wirklich ist. Ich habe mir manchmal aus lauter Protest gegen diese ungraziöse Uniform wenigstens den Mund rot gefärbt. Ich habe gefunden, wenn man schon eine so hässliche Uniform tragen muss, die einem jede Weiblichkeit nimmt, so darf man wenigstens ein rotes Mäulchen haben, und andere haben es auch so gemacht. Es ist einfach ein stiller Protest gegen die Vermännlichung. In dem Moment, wo man die Uniform anhat, ist man Massenartikel, das Frauliche ist ausgeschaltet, und auch die netten Mädchen sehen durchwegs grau und ungraziös und auf alle Fälle unvorteilhaft darin aus.

Die Uniformen wurden übrigens in einem wichtigen Punkte verbessert. Bekanntlich befinden sich die Taschen der Männerjacke über der Gürtelhöhe, und da die Jacken der Frauen hätten gleich gemacht werden sollen, prangten ursprünglich auch dort die Taschen an der gleichen Stelle. Dabei haben sie Bücher und sonstige Utensilien aufzunehmen. Wir hätten einfach unmöglich ausgesehen, und es brauchte viel Überzeu-

gungskunst, um die zuständige Männerwelt dazu zu bringen, die Taschen bei der Frauenjacke unter der Gürtellinie anzubringen.

Genau wie die Soldaten dürfen auch wir die Uniform nach Hause nehmen. Da ist mir etwas Lustiges passiert, das heisst lustig kommt es mir erst jetzt vor. Im Moment fand ich es gar nicht lustig.

An einem Freitag war ich soeben entlassen worden und hatte deshalb pflichtgemäss meine Uniform ins Seifengasser gedrückt, um sie möglichst bald wieder verfügbereit und sauber zu haben.

Aber siehe da, schon am nächsten Morgen um sieben Uhr wurde ich durchs Telephon alarmiert.

Rasch die Uniform waschen und trocknen! war mein erster Gedanke. Ich liess sie $\frac{3}{4}$ Stunden in der Wringmaschine, aber leider ohne Erfolg. Sie war feucht und nass. Ich steckte das Bügelseisen an, o Tücke des Schicksals, vier Sicherungen gingen kaputt, und zuletzt rauchte es aus dem Eisen, dass ich wirklich die Gasmaske hätte gebrauchen können.

So blieb mir nichts anderes übrig als das Luftschutzkleid einer Büglerin zu bringen und diese anzuflehen, es möglichst schnell gebrauchsfertig zu machen.

Am schwersten gewöhnte ich mich an den Stahlhelm. Unter dem schweren Helm konnte ich am Anfang kaum das Gleichgewicht halten. Wenn ich dann nach Hause ging, war es mir oft, wie wenn ich einen Rausch hätte. Mit der Zeit habe ich mich natürlich daran gewöhnt.

Trotz allen diesen Nachteilen halte ich die Uniformierung für unerlässlich. Nur durch sie kann man eine richtige Disziplin herbeiführen. Und diese muss sein. Man kommt deshalb um eine gewisse militärische Ausbildung nicht herum, so wenig diese uns Frauen an und für sich liegt.

Achtungstellung annehmen, an- und abmelden, rechts- und linksum kehrt, in

Marschkolonnen auf verschiedene Glieder antreten, richtig grüssen, das alles ging uns nur sehr schwer ein. Und doch musste es sein. Wir wollten nicht, dass man von der Luftschatztruppe abfällig sprach, wenn sie durch die Strassen marschierte. Wir haben uns sehr viel Mühe gegeben, auch in dieser Hinsicht das zu leisten, was unsere männlichen Kollegen mit Schneid zu tun bestrebt waren. In eine Truppe, die Ordnung und Straffheit aufweist, kann man aber sicher mehr Vertrauen haben als in eine Truppe, die wie ein Kaffeekränzchen durch die Strassen schwatzt. Es hat sich bald gezeigt, dass wir Frauen in dieser Beziehung viel ehrgeiziger sind als die Männer.

Im allgemeinen fügten sich alle Frauen ohne Murren, ohne Klage in das Unvermeidliche, wussten wir doch, dass wir alle diese Anstrengungen im Interesse unseres lieben Vaterlandes taten.

Der Dienst war für uns sehr anstrengend, vor allem deshalb, weil wir den ganzen Tag auf den Beinen waren. Das sind die meisten nicht gewohnt, und es ist daher für sie immer ermüdend. Das zeigte sich besonders, wenn wir Lichtbildervorträge hatten, wobei man sitzen konnte. In der Dunkelheit musste sich jede unheimlich gegen das Einschlafen wehren. Die Frauen sind auch viel zäher als die Männer. Das hat sich auch hier wieder gezeigt. Keine Einzige meldete sich krank, während von den Hilfspolizisten, vom technischen Dienst und der Feuerwehr der Arztdienst während dem ganzen Tag in Anspruch genommen wurde. Die Männer beklagten sich über alle möglichen geringfügigen Gebrechen, vom Hühneraug bis zum Schnitt im Finger. Vielleicht wäre der Drang nach der Sanität von der männlichen Seite auch nicht so heftig gewesen, wenn die Sanität auch von männlichen Soldaten betreut worden wäre.

Nicht nur die Uniform und die gemeinsame Arbeit, sondern die Idee, gemeinsam einer grossen Sache zu dienen, schweißte uns zusammen.

Wenn auch die Leute, die beisammen waren, alle verschieden waren, so gehörte man doch zusammen. Verschieden war man punkto Beschäftigung in der ruhigen Zeit. Die jüngern Mädchen, die sich etwas Besseres fühlten, haben sich, kaum war eine freie Minute, sofort hinter Bücher versteckt. Sie haben sich am Fenstersims niedergelassen, um ihren neuesten Roman fertig zu lesen. So eine Kunstphotographin und eine Coiffeuse. Dafür haben sie dann nicht gesehen, dass an ihrem Platz gar nicht aufgeräumt war. Für eine Frau gibt es doch immer überall ein bisschen Ordnung zu machen.

Der Höhepunkt

Das Feierlichste vom ganzen Dienst war der Fahnenfeier. Ich sage Fahnenfeier, obschon keine Fahne dabei war. Die Fahne hat mir unheimlich gefehlt. Wenn es schon keine Schweizerfahne sein durfte, warum nicht wenigstens eine Zürcherfahne, denn wir sind auf « unser schönes Zürich » vereidigt worden?

Am Tag des Fahnenfeiertags mussten wir zwei Stunden Achtungstellung üben, mit dem Helm auf der Hüfte. Es ist ja klar, dass die Achtungstellungslinie nicht auf den ersten Anhieb klappte. Der Oberländer verzweifelte schier und sagte, es sei fürchterlich, er glaube, die Frauen bringen das nicht fertig, er gebe es jetzt dann auf, immer sei entweder hinten oder vorn etwas zu viel. Und das Rechtsum und das Linksum hat unheimliche Verwirrung angestiftet. Zum Schluss klappte es aber doch.

Und unmittelbar auf diese Übung mussten wir abmarschieren zum Milchbuckschulhaus zum Vereidigungsplatz. Es ging feierlich und theatralisch zu. Jedewar bewegt und erregt, als die Hilfspolizei, der technische Dienst anrückte. Auch wir mussten mit Tragbahnen antreten. Was fehlte, waren Ross und Reiter, und, wie gesagt, die Fahne. Auch keine Musik war da, aber statt dessen hielt ein Häuptling eine Ansprache und las uns sämtliche Kriegsparagraphen hinunter. Was mich

eigenartig berührte, war unsere Verpflichtung, uns bis zum letzten Blutsropfen zu wehren, obschon wir ja gemäss Gebrauchsanweisung keine Wehrtruppe sind, sondern unsere Aufgabe darin besteht, Verletzte zu bergen und ihnen zu helfen.

Der Eid war so feierlich, dass es sogar Tränen gab, und zwar nicht nur bei den Frauen, sondern auch bei den männlichen Luftschiitzlern (Hilfspolizisten), welche mit uns antraten. Wenigstens habe ich mit eigenen Ohren beobachtet, dass auch von den männlichen Reihen her Schnupf- und Schluchztöne zu vernehmen waren.

Als wir endlich auf Pikett entlassen wurden, trafen wir uns noch zu einer kleinen Abschiedsfeier in der Landi. Dort habe ich gesehen, dass wir uns heute die volle Achtung unseres Volkes erworben haben. Niemand hat uns mehr ausgelacht. Unsere Mitbürger haben stillschweigend von uns Notiz genommen, keine Bemerkungen sind mehr gefallen. Und was mich persönlich gefreut hat, ist sogar mit ein klein wenig Eitelkeit vermischt. Die Militäroffiziere, die uns begleiteten, haben uns begrüßt, sie grüßten zuerst die Soldaten, und nicht etwa umgekehrt. Sie haben damit der Frau als Soldat und Kamerad die Ehre erwiesen, die ihr nach diesem ersten Bereitsein auch gebührt hat. Sie haben damit anerkannt, dass auch wir fähig sind, unsere Aufgabe so zu erfüllen, wie es das Gebot der Stunde erfordert, sie haben uns damit in die Reihen der Vaterlandsverteidiger, in ihre Kameradschaft aufgenommen, und das hat wohl getan, denn nur zu oft hat man uns als notwendiges Übel angesehen, als Zweitklass- oder gar Drittklass-Soldaten. Wir haben ihnen einen kleinen Beweis geleistet, dass wir willig und aufopferungsfähig sind, und dass wir bereit sind, voll und ganz für unser Vaterland, für unsere Heimat einzustehen.

Wir sind auf unser schönes Zürich vereidigt, und wir werden ihm in der Stunde der Not unsren Treueid als wehrhafte Eidgenossinnen halten.